

Hedwig Mertens [Fortsetzung]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576066>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der schwarze Turm zu Brugg.

Zu der Federzeichnung von Emil Kuner, Brugg.



Seht, da steht er, unser Recke,
Schwarz geschürt vom Fuß zum Hut,
Wo der Felsen harte Brüstung
Zwingt die dunkle tiefe Flut.
Und die Welle naht, die tolle,
Schmiegt ihr Haupt, das wallendvolle,
Und bezähmt ihr schäumend Blut.

Sieh' die hochgeschwungne Brücke,
Zum Gespan ihm beigezelt!
Beide dienen treu im Solde
Einer machtbegier'gen Welt,
Welche heim'liche Rechte mehrte
Und den Pfad dem Fremdling wehrte,
Der nicht seinen Zoll gefällt.

Hier stellt seinen Stab der Wandrer
Mitten im geschäft'gen Lauf,
Grüßt des Helden stummes Antlitz
Unterm Helm mit spitzem Knauf.
Da sind manche alte Lieder
Still verklungen — neue wieder
Steigen hell zu ihm hinauf.

Diese Stirn zeigt kein Bewegen,
Wenn der Nordsturm tost am Strand,
Und bleibt kühl, wenn milder Maien
Ringsher Grün und Blüten wand.
Ja, dies Herz hielt unbestochen,
In den Wettern nicht gebrochen,
Allem Dräun und Werben stand.

Unsre Straßen, die sich scheiden,
Eint der strenge Wegewart,
Läßt dem müden Greis zur Seite
Kinder eilen frisch und zart;
Menschen, die sich nicht verstehen,
Müssen mit einander gehen
Auf der Brücke gleicher Fahrt.

Durch die Nächte wacht der Schirmer,
Ob uns Sturm und Feuer droht,
Ob der Himmel niederbringe
Freudenglanz beim Morgenrot.
Blickt ins Auge drum dem Recken,
Läßt ihn immer wieder wecken
Unsere Mut, daß hoch er loht!

Victor Jahn, Brugg.



Hedwig Mertens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus dem Erleben einer Frau. Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung).

Es ist Nacht.
Hedwig liegt mit wachen Augen da. Sie hat vergeblich gesucht, den Schlaf zu finden, und hat endlich den Kampf aufgegeben. Ihre Gedanken hocken um das Feuer in ihrer Seele

und beugen sich vor und heben die Händchen in die Höhe und lassen sie von dem roten Glanze durchleuchten, so, wie kranke Kinder die Finger in die Sonne heben, damit das Licht hindurchspielt und die dünnen Adern sichtbar werden.

Träge gleiten die Minuten. Zuweilen rufen sich die Glocken der Stadt zu, daß eine Viertelstunde dahingeschwunden. Langsam mit kleinen harten Schlägen helfen sie mitbauen am Tempel der Zeit und schlagen Stunde um Stunde fest, und wenn sie eine ganze Stunde angeschlagen am gigantischen Bau, so prägt jeder Hammerschlag ein Wort, und die vier Schläge sagen: Klug . . . ist . . . die . . . Zeit! Hedwig hört es ganz deutlich. Sie liegt da und lauscht, und immer dichter drängen sich die Gedanken um das Licht in ihrer Seele. Aus allen Winkeln kommen sie heran und fragen verwundert: „Warum unterhältst du dies Feuer bei Tag und bei Nacht? Warum lässest du es hineindrennen in deinen Schlaf?“

„Ihr müßt mich nicht fragen,“ sagt Hedwig Mertens; „ich weiß es nicht.“

„Wird es so sein wie das ewige Licht in einer Kirche,“ fragen die Gedanken, „und wirfst du es ewig speisen?!“

„Es wird wohl so sein!“ sagt Hedwig . . . Durch das offene Fenster tönt das Weinen eines Kindes. Die klare Nachtlust vermittelt auch die entferntern Töne. Als das Kind lauter schreit, versucht eine ärgerliche Frauenstimme, es zu beruhigen, und wie ihr dies nicht gelingt, hört man die geizigen Worte eines Mannes: „Den Teufel auch, Weib! Sorg', daß der Balg still wird; ich will meine Ruhe! Verflucht noch mal! Dies Geplärre bei Tag und Nacht!“

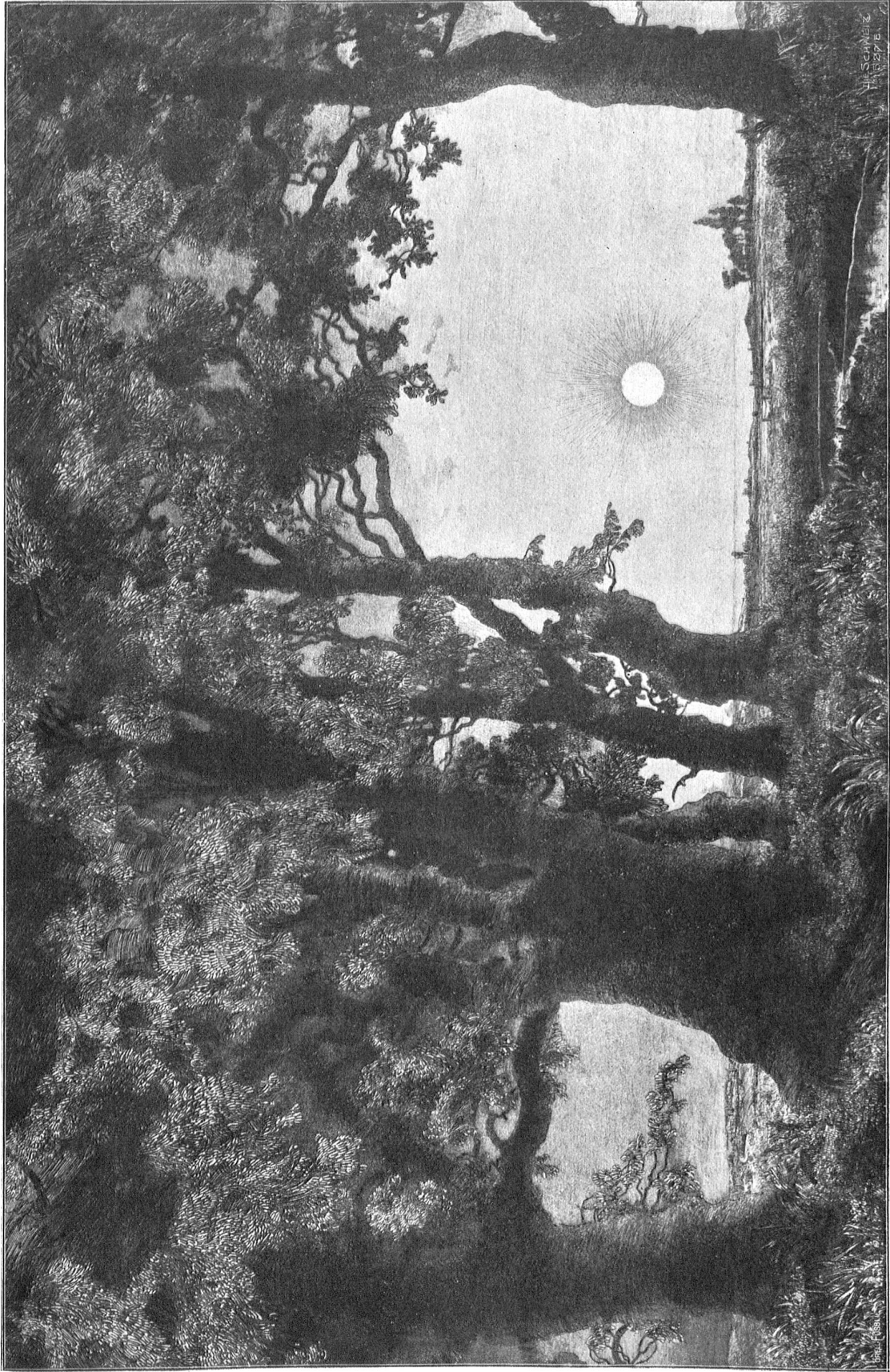
Das ist die Briefträgerfamilie aus dem Nachbarhause, und die Frau bekommt nach fünfjähriger Ehe bald das vierte Kind.

Als Hedwig ihre Studien begann, war das junge Weib blühend und heiter wie ein Frühlingsmorgen. Jetzt sind ihre Züge scharf, und ihre Stimme ist schrill geworden.

Sie ist eine sehr gründliche Frau, die Briefträgergattin; sie klopft jeden Morgen energisch ihre rotgewürfelten Betten und ebenso ihre kleinen Kinder, immer eins nach dem andern. „Wart', ich komme mit dem Stecken!“ bedroht sie die Kleinen und macht alsbald die Worte zur Tat.

„Nein, so ist es nicht, wie ich es meine,“ spricht Hedwig auf einmal laut in die Nacht. „Ich meine, in Gesundheit und Fröhlichkeit blühen und Früchte reifen, so, wie die Erde, die auch ihre Ruhezeit hat.“

In ihre Worte hinein klingt ein Husten: gequält, als ob es einen gebrechlichen Körper zersprengen will. Das ist der alte Mann, der nebenan wohnt. Er sitzt im



Der Abend.

Nach der Radierung von Emil Anner, Brugg.

Lehnstuhl am Fenster und bei schönem Wetter vor dem Hause. Sein Blut ist so kalt geworden, daß er bei warmem Sonnenschein ein Tuch trägt, und seine welken Hände, auf denen die hochliegenden Adern träge herumfrießen, stützen sich in leiser Unruhe auf einen Krückstock. Er schaut aus seinen, von hundert Fältchen umzitterten Augen mit rührenden Kinderblicken in die Welt und jagt von Zeit zu Zeit: „Ja, ja!“ Er sagt „Ja“ zum Leide und nickt ihm zu wie einem guten Bekannten, wenn es kommt, ihn auf seine alten Tage zu grüßen und ein wenig bei ihm niederzusitzen; er sagt „Ja“ zur Freude und hebt die schrumpfligen Hände, um dem Mädchen mit den Sonnenaugen die Rosenfinger zu streicheln, und wenn der Tod kommt mit Stundenglas und Hippe, so wird er das grüngestickte Käppchen rücken und „Ja“ sagen.

Er ist ein guter und kluger Mann, der Alte im Lehnstuhl, der in der Sonne sitzt; er sagt auch „Ja, ja“, wenn Hedwig Mertens an ihm vorübergeht oder einen Augenblick plaudernd bei ihm verweilt.

Er weiß sicherlich, daß so ein junges Menschenkind zu kämpfen hat und daß die heitern Worte zuweilen ein tiefes Leid maskieren. Er hat ein feines Ohr für den Gram in der Freude und die Freude im Gram.

Und in der Nacht, da Hedwig Mertens nicht schlafen kann, hört sie ihn „Ja, ja!“ sagen — — —

Graue Dämmerung stiehlt sich ins Zimmer.

Klar hallen die Stimmen der Morgenglocken durch die Luft; ihre dröhnende Kraft wird noch nicht aufgesogen vom Lärmen und Rauschen, das der junge Tag in seinen Händen trägt und über die Stadt streuen wird.

Dann verschweben die Töne.

Hedwig hört ganz deutlich, wie das Leben anhebt, sich zu regen: hier und da rätzelt ein Fensterladen; ein früher Wecker schnarrt seine Misttöne herunter. Vereinzelt schüttelt ein Fuhrwerk über die entfernten Straßen.

Auch in den Bäumen des Vorgartens plustert sich das Leben und fragt leise: „Piep, piep?“ und bekommt verschlafene Antwort. Aber bald lärmen viele Stimmen durcheinander und verhandeln, was für Wichtigkeiten das neue Licht bescheinen soll — — —

Es hält Hedwig Mertens nicht länger auf dem Lager. So wie diese Nacht hat manche sie schlaflos gesehen, so wie dieser Morgen hat manche sie vorzeitig emporgetrieben. Sie wirft sich ein leichtes Kleid über und setzt sich an den Schreibtisch. Sie möchte Richard Elmers sagen, daß er kommen soll; denn diese Einsamkeit birgt eine Not, die nicht zu nennen ist, sie dringt wie ein Schwert durch ihre Seele.

Langsam, fast zärtlich zieht die Feder Strich um Strich. Da steht groß und deutlich: „Lieber, mein Lieber!“

Hat sich in diesen Worten all ihre Kraft erschöpft? Stille legt Hedwig Mertens die Feder nieder, stützt den blonden Kopf an die flach zusammenliegenden Hände und starbt verloren geradeaus. Vor ihr liegen Wiesen im Morgentau. Ein Baugespann streckt seine dünnen Sparren; die greifen ineinander und umbeugen den Platz, da ein Haus stehen soll.

Und das Leben wird in das Haus fließen und seinen Thron darin aufschlagen, das Leben und die Liebe!

Unbewußt gleitet Hedwigs Feder wieder über den Bogen:

„Meine Liebe möchte ein Haus bauen und mit dir darin wohnen!“

Dann nimmt sie das Blatt, zerpfückt es und wirft es in den Papierkorb.

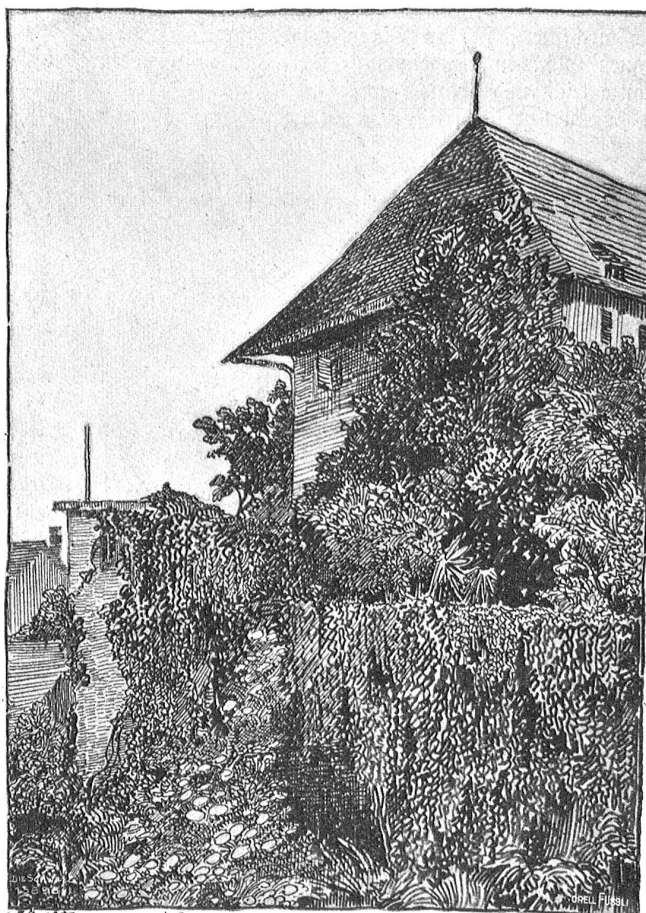
Ein tieftrauriges Lächeln umirrt ihren Mund. Ach, Hedwig Mertens denkt daran, daß sie schon häufig solche Briefe angefangen und wieder zerrissen hat! Nie wird sie es sagen können, was an Liebe und Sehnsucht ihr Herz durchflutet, und dies wird sein wie ein Fluch, der ihr die Seligkeit verschließt.

Ein Sonntag im Bündnerland.

Die fürsorgliche Mutter Natur hat in der Nacht alles wohlgeputzt und reingewaschen. Jedes Blättchen ist spiegelblank, und die Blumen tragen kleine Perlen aus Edelglanz als Festtagschmuck. Der Bach singt sein Lied.

Hedwig Mertens streift die Strümpfe ab und läßt die Wellen über ihre Füße hüpfen.

Kinderfröhlich lacht sie vor sich hin. Ist sie nicht eine Märchenprinzessin? Verfügt sie nicht über ein ganzes Heer geschäftiger Diener, die sie tadellos umforgen?



Das Salzhaus zu Brugg. Nach Federzeichnung (1900) von Emil Anner, Brugg.

Herrlich sind die Erfrischungen und lieblich die Ergötzlichkeiten, die man allfort zu ihrer Bereitschaft hält. Der Tisch ist gedeckt mit purpurnen Erdbeeren, und ein Badegemach hat man ihr heute zubereitet, durch das der Waldbach mit flinken kristallinen Flüsschen glizert.

Hedwig schlägt mit den Sohlen das Wasser und läßt die braungebrannten Hände von den Wellen beschmeicheln und von der Sonne trocknen. Seit mehr als einer Woche weilt sie in einem der stillen, weltabgeschiedenen Höhentäler des Bündnerlandes. Der helle Sonntag ist in sie gezogen, und das ursprünglich Gefunde jubelt in ihr.

Nachdem sie Strümpfe und Schuhe wieder angestreift, setzt sie sich unter einen Weidenbaum.

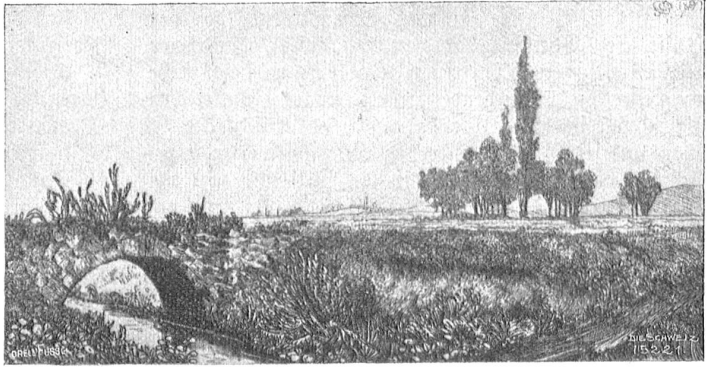
Unweit von ihr blühen Glockenblumen; der ganze Boden ist mit zarten Blüten blau überschimmert.

Glöckchen drängt sich an Glöckchen; daneben streckt eine Zichorienstaude ihre sperrigen Aeste, die mit tiefblauen Sternen zierlich besteckt sind.

Auf einmal ist es, wie wenn das Blühen sich rege und beflügelt würde. Es hebt sich am Boden, löst sich von der Staude und gaukelt in Schimmerblau durch die Luft.

Hedwig Mertens schaut ganz bezaubert in das selige Spiel der kleinen Falter, die daherreigen, die Schwingen lichtdurchzittert, sich zu Boden neigen, lautlos an den blauen Glöckchen klingeln und sich alsbald zu neuem Tanze leicht und graziös empor schwingen.

Dann legt sie sich sommerrittagsträge in das feine Waldgras.



Die kleine Brücke. Nach der Radierung (1899) von Emil Anner, Brugg.

Ab und zu vibriert der Boden unter den Schritten eines Fußgängers, der über die weißlich heraufstimmernde Straße zieht. Unbekümmert um die Vorüber-schreitenden bleibt Hedwig Mertens in ihrer bequemen Lage. Schläfriger senken sich die Lider über die Augen, und die schlummertrunkenen Sinne öffnen den Gestalten der Seele die Pforten und vereinigen sich mit ihnen zu Bildern der Liebe und Schönheit. Tritt da nicht Richard Elmers aus den Tannen, die sich in dunkler Wand jenseits des kleinen Baches aufbauen?

Mit kräftiger Hand teilt er die Zweige und kommt direkt auf sie zu.

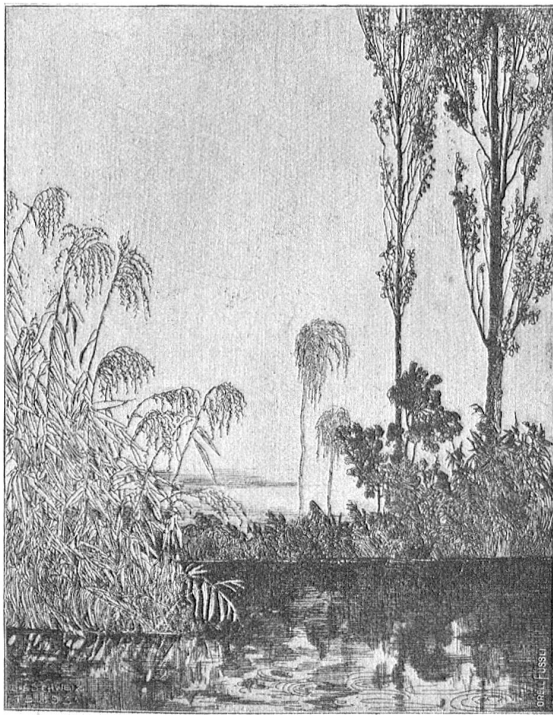
„Da bin ich!“ sagt er mit klingender Stimme. „Ich suche dich überall. Warum rufst du mich nicht? Ich warte. Siehst du nicht die Mehrenfelder dort? Sie wiegen sich in der Sonne. Ich will nicht fragen: Wie weit ist unsere Saat? Aber rufe mich, damit ich bei dir bin!“

Hedwig Mertens will den Mund öffnen. Da erwacht sie.

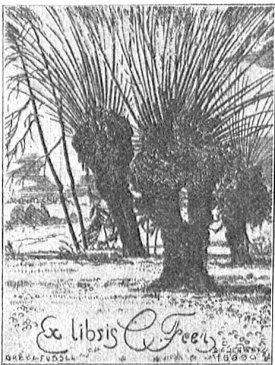
Der Sommertag mit seiner Mittagsglut umweht sie. Aber der Traum ist so lebhaft gewesen, als wäre er ein reales Geschehnis.

„Heute, Lieber!“ sagt sie mit klarer Stimme. Sie nimmt ihr Skizzenbuch, holt einige Briefblätter heraus und bringt den Federhalter in Ordnung.

Dann beginnt sie zu schreiben: „Ich rufe dich! Bei dir will ich sein und ausruhen... Ich wollte meine Liebe besiegen, damit sie auch der deinen den Sieg gebe. Heute sage ich dir: Nicht ich habe gesiegt, sondern die Liebe, die du in mich gelegt. Oder soll ich sagen: Ich habe gesiegt? Denn diese Liebe ist mein Ich geworden; ich bin aufgegangen in ihr... So ist es... Und ich segne dich dafür... Ich wußte nicht, bevor du kamst, daß ein Menschenherz soviel umgreifen kann. Du hast mir Tore geöffnet, und ich schaue in Weiten, die ich nie geahnt; ich schreite hinein und staune. Und wenn auch meine Hand nie wieder in deiner ruhen sollte, wie in jenen Tagen, ich will dich dennoch segnen. Und segnen alle Stunden, die gekommen sind, ob sie auch dunkel waren. Du gabst mir den Menschen in mir. Die Welt und das Leben. Was ist alle Weisheit der Bücher gegen die Weisheit, die ich durch dich empfangen? Was wußte ich von mir? Ich mußte erkennen, daß ich schwach war, wo ich mich stark glaubte, und stark, wo ich mich schwach glaubte. Da ich dich erlebte, erlebte ich mich selber. Es



Altwasser. Nach der Radierung (1897) von Emil Anner, Brugg.



war wie ein Wunder. Ich werde nicht deinen Namen tragen und will dennoch immer stolz sein. Was so stark ist, steht im Gottesrecht!"

Hedwig läßt die Feder sinken.

Die braunen Augen strahlen in jenem Glanze, den Erwartung und Glück verleihen, und in die blonden Flechten spinnt die Sonne goldene Fädchen. „So,“ sagt sie und faltet

den Bogen zusammen und schiebt ihn in einen Umschlag, „du trägst meine Seele und mein Schicksal mit dir! Ach, Richard, ich habe dich lieb und will dich nie mehr lassen!“

Hedwig Mertens' Antlitz trägt einen seltsam verklärten Ausdruck. Schaut ihre Seele die Zukunft? Neigt sich die freudige über die Bronnen, welche die Glückseligkeit halten, und stillt dort ahnend ihr Dursten? Die leuchtenden Blicke träumen durch das zitterige Spiel der Winde in den tiefblauen Himmel, an dem eine einzige Wolke steht, weißer als der Schnee, weil sie von joviell Mittagsglitz durchfloßen ist —

Da rollt ein Wagen vorbei.

Und plötzlich öffnet Hedwig Mertens die Augen weit in fassungslosem Staunen.

„Wo ist denn heute Traum, und wo ist Wirklichkeit? Sieht da nicht Richard Elmers im Wagen? Das ist sein dunkelblonder Kopf und das die Art, ihn stolz und strack zu halten! Aber sie, Hedwig Mertens, war doch just neben ihm, und er hat seine Arme um sie gebreitet und sie erbebt unter der Glut und Seligkeit seiner Küsse? Wer ist denn das an seiner Seite, so still und selbstverständlich? Da gehört doch sie hin, da ist doch ihr Platz — kraft der Gottesherrlichkeit der Liebe, ihrer Liebe! Und die Kinder da, der Knabe und das kleine Mädchen im weißen Kleidchen, zu wem gehören die? Wie ist dies nur?“

Ehe Hedwig Mertens ihrer maßlosen Verwirrung Meister geworden, ist der Wagen im weißlich aufwirbelnden Staube der Straße verschwunden.

Betroffen richtet sich Hedwig hoch empor. Zitternd, tiefblaß, mit einem sterbenswehen Lächeln greift sie sich an die Stirn: „Ich... ich bin wohl krank... Ich... habe wohl Fieber... Unmögliches springt in Greifbarkeiten vor mich hin!“

* * *

„Tropf, tropf,“ macht es eintönig am Fenster, und „Gluck, gluck,“ antwortet es auf dem Altan, der Hedwigs Zimmer umläuft und der vom Dach einen schmalen Wasserstrahl erhält.

Hedwig Mertens kleidet sich warm an, und als der Regen seiner niederstäubt, verläßt sie das Gasthaus des kleinen Höhendorfes und schreiet in den grauerhängenen Tag.

Der Ernst des dunkeln Wetters steht den Tannen gut.

Die Luft feuchtet Gesicht und Haare. „Dann werden auch die Gedanken kühler,“ sagt Hedwig.

Weiter, immer weiter wandert sie in der Richtung, in der gestern der Wagen dahingerollt, getrieben von dem Wunsche, Richard Elmers und seine Frau zu finden. „Wenn ich ihr nur einmal in die Augen schauen kann, so weiß ich alles, was ich wissen muß!“

Sie schreitet durch einen Wald, der seltsam anzuschauen. Die Tannen sind merkwürdig geziert. In hellem Schimmer hängt weiches Moos lang hernieder an den Zweigen. Aber der Schmuck, der das Geäst grazios durchrieselt, wird den Bäumen zum Fluch, er zerfrißt ihre Kraft; dürr und abgenagt starren die meisten Aeste. Erbarmungslos wirft ein Baum dem andern seine Krankheit an. Mit leichten Flocken und langen Strähnen umstrickt er den Nachbar, ohne sich selbst zu befreien.

Ennstet versucht Hedwig, die schwammigen Schlingen von einem jungen Stamme zu entfernen. Aber bald verspottet sie das Unzulängliche ihrer Bemühung.

Hin und wieder scharrt träge einer der niedrigen Bündnerwagen an ihr vorbei. Die Führer liegen zwischen den schmalen Seitenleitern phlegmatisch flach auf dem Leibe, einen nassstarren Sack oder Hut tief über den Kopf gezogen; sie legen das Kinn in die aufgestemmtten Hände und betrachten

vivere militare est



Ex libris Fritz Gerlach.

gleichmütig die kleinen Pferde, die brav ihre Last ziehen. Zuweilen streift auch ein teilnahmsloser Blick Hedwig Mertens. Die Luft ist so dickgrau und schwer, daß Wanderer und Gefährt wie Schatten alsbald wieder in der braunden Masse untertauchen — —

Es wird Mittag. Immer weiter geht Hedwig, obwohl ihre Schuhe sich vollgesogen an Feuch-



EX LIBRIS E. ANNER

tigkeit und klumpig ihren Schritt ermüden. — Nur nicht stille stehen, nur vorwärts!

Ab und zu wird die Luft ein wenig lichter. Die Wolken heben sich. Die finstern Schroffen der Berge durchschneiden klaffend die schwankenden Leiber; hier hängt ein Dörfchen an den zerfetzten Rändern, dort eine Felswand, ein schwarzer Wald. Dann wälzen sich die Wolken wieder in grauer Undurchbringlichkeit zusammen und wallen langsam in majestätischem Zuge durch das Tal. Immer dichter und schwerer wird ihr Heer; grauweiß drängt es aus den Bergen und steigt leise in gewaltiger Wand bis zum Himmel empor, alles, auch das Nächstliegende in lautlos wallender Nebelfeuchtigkeit verhüllend.

Umgelitten von der Wolke, geht Hedwig Mertens dahin. Da ist nicht Nähe und nicht Weite, da ist kein Ziel zu sehen — — —

* * *

Heiß und leuchtend liegen die Berge da.

Die Sonne, die in den letzten Tagen die Regenwände nicht zu durchdringen vermocht, verrichtet heute mit doppelter Emsigkeit ihre Arbeit. Sie schlüpft in den kleinen Garten und schaut, ob die Johannisbeeren sich in roten prallbesehten Träubchen aneinanderdrängen, sie schreitet über die verstreuten Acker und Wiesen, und die Aehren neigen die goldschweren Halme zum Gruß. Sie kommt auch auf den Friedhof hoch oben im Alp-dorf und ruht sich aus auf den Gräbern! Sie leuchtet auf in den weißen und rosa Winden, die sich durch

den spiegelnden Ephen schlingen, und belächelt mitleidig eine Holunderblüte, die am üppigen Strauche ihren zierlichen weißen Blüteneller entfaltet und sorglos in die Sonne träumt, während ihre Schwestern ringsum die Beeren reifen.

„Kleines, unpünktliches Ding,“ schilt die Sonne und streichelt während des Scheltens die Blümchen wieder und wieder, „blühst, da du reifen solltest!“

Die Sonne umgleitet auch golden Hedwig Mertens, die mit stillen Augen in den Glanz und Reiseduft schaut.

Hedwig sitzt auf dem niedrigen Kirchhofgemäuer; neben ihr hängt ein üppiger Strauch seine flammrotten, glasklaren Beeren über das Gestein.

Hedwig betrachtet ernsthaft die kleine Kirche, um die der alte Friedhof seine verwitterten Steine und Kreuze schart. Die strengen Formen fügen sich so unendlich einfach und wohltuend in die Erhabenheit der Hochgebirgswelt, als hätten sie von Urbeginn dazu gehört.

„Ja,“ denkt Hedwig Mertens, „wo es am schönsten ist, dahin haben sie ihre Kirchen und Klöster gebaut, begabt mit dem feinsten Finden und Empfinden!“

Sie hat ihr Skizzenbuch auf den Knien; mit geschickter Hand beginnt sie Strich an Strich zu fügen.

Ein herb schmerzlicher Zug umgräbt des Mädchens Mund mit nadelfeinen Linien.

Hedwig Mertens hat ihre Raftlosigkeit vom Sturm der letzten Tage bepeitschen lassen und ist nicht ruhig geworden. Immer wieder ist sie nervös hinausgeschritten in den Regen; spähend schaute sie auf jede Wegbiegung, und wenn ihr zufällig jemand begegnete, schrak sie zusammen.

Endlich hat sie einen Wagen genommen und ist suchend und fragend tiefer hineingefahren ins Land. Niemand hat ihr eine bestimmte Auskunft erteilen können.

Aber in Hedwig hat die Ueberzeugung immer stärkere Bahnen gezogen, daß der Wagen mit seinen Anfassern kein äffender Sommermittagspud gewesen, sondern richtig geschauter Gegenständlichkeit.

Seit gestern weilt sie in einem der verstreuten kleinen Gebirgsdörfer, die man von der Kirche aus erblickt — — —

Die Zeichnung ist fertig.

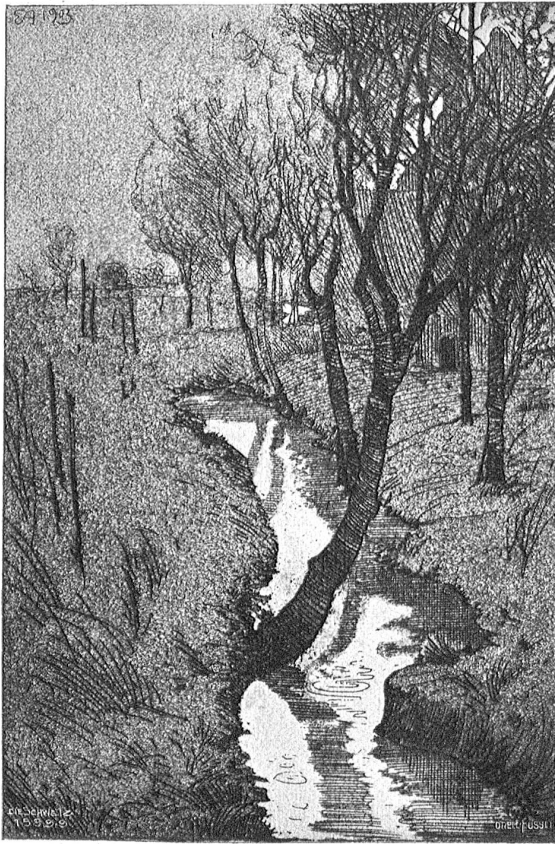
Müde starrt sie in den Sommertag, dessen heißer Glanz und tiefe Ruhe etwas Betäubendes haben. Da ist kein Ton, der die große Stille durchbricht, es sei denn das Rauschen des eigenen Blutes; da ist kein Schatten, der die gleißende Sonne verdunkelt, es sei denn der trübe Schimmer in ihren Augen. Und wieder treibt die Raftlosigkeit Hedwig Mertens vorwärts.

Als sie sich dem Eingang nähert, schlüpft ein etwa fünfjähriges Kind durch das verrostete Tor und trippelt zu einem nahen Grabe, das noch nicht lange geschaukelt ist; es umspreizt mit den runden Händen ein Glas, ganz vollgesteckt mit roten, weißgerandeten Tausendschön.

Hedwig und das kleine saubere Mädchen stehen fast zur gleichen Zeit vor dem frisch aufgeworfenen Hügel.

Das Kind schaut zutraulich zu Hedwig empor und sagt mit wichtigem Gesichtchen, indem es auf das Grab deutet: „Da drin liegt meine Mutter; hup, ich habe viel zu tun, ich bringe ihr alle Tage Blumen! Glaubst du, daß es sie freut?“

„Ja,“ sagt Hedwig und hilft der Kleinen, die mit



Dorfbach am Abend.
Nach der Radierung (1903) von Emil Kner, Brugg.



Ein Windhauch im Grase.
Nach der Radierung (1904) von Emil Anner, Brugg.

den kurzen Fingerringen nicht ordentlich zurechtkommt, das Glas in die Erde zu zwingen.

„Wie heißest du denn?“

„Grittli,“ sagt das Kind und fragt dann wissbegierig: „Weißt du, wann meine Mutter wiederkommt? Sie ist schon vier Wochen fort; es ist sehr lange!“

„Nein, Liebchen,“ sagt Hedwig Mertens und streichelt Grittli's glatte Härchen, „ich weiß es nicht; niemand weiß es. Aber sie schickt dir Blumen aus dem schönen Lande, in das sie gegangen.“

Die Kleine lauscht befriedigt; dann sagt sie: „Du sprichst fast so wie die fremde Dame, die bei uns ist!“

„So,“ sagt Hedwig, „wer ist das denn?“

„Jenun,“ antwortet das Kind, augenscheinlich sehr erstaunt, daß man dies nicht weiß, „die Madame! Sie haben einen Jungen und ein Mädchen; der Vater ist auch da. Nolf sagt, sein Vater baut Türme so hoch wie der Himmel. Aber gell, Fräulein, so hohe Türme gibt es gar nicht; die würden auch schön zusammenfallen, gell du, Fräulein?“

Hedwig murmelt etwas Undeutliches; in wilden, raschen Stößen pocht ihr das Blut zum Herzen, und eine jähe Blässe überzieht das Gesicht. Dann preßt sie hervor: „Wie heißt denn die fremde Dame?“

„Jenun, Madame; ich hab's ja gerade gesagt! Vater sagt, fremde Stadtdamen, die Kinder haben, heißt man eben Madame.“

„So,“ nickt Hedwig und rafft sich empor und verwundert sich über den fremden Klang in ihrer Stimme.

„Kann man bei euch Milch haben, Kleine?“

„Nujeh, ja, wir haben doch das Gasthaus zum Gemski! Es ist Geißen- und Kuhmilch da; du kannst nehmen, welche du willst!“

„Dann wollen wir zu euch gehen!“ schlägt Hedwig Mertens vor und greift hastig nach der Kinderhand und umschlingt sie so fest, daß die Kleine schier ein wenig verdutzt emporsehaut.

Ach, wunderbar ist der Zufall! Er spielt auf den geheimen Ahnungen der Menschenseele wie der Wind mit den Blättern; er führt das Weitentfernte zusammen und umspinnt mit magischen Fäden das Leben. Er ist ein König und liebt die Verkleidung; er schreitet im Fürsten- und Bettlerkleide durch die Welt, und die Menschen,



Die Ruine. Nach der Radierung (1903) von Emil Kuter, Drugg.

Männer und Frauen, Greise und Kinder, sind die Sendboten seiner Macht. Seine Macht aber ist unbegrenzt.

Nun geht Hedwig Mertens, Richard Elmers' Frau zu sehen!

(Schluß folgt).

❖ Der Meberfall am Speer ❖

Episode aus dem Manöver-Kleinrieg von 1906.

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Wenn im Herbst die Manövertrompete ertönt, leidet es mich nicht mehr zu Hause. Als alter Trompeter muß ich hinaus, um zu sehen, was unsere Wehrmänner, das Mark des Volkes, auf dem Felde der Ehre leisten. Diesmal beschloß ich, den Divisionsmanövern zu folgen. Ich hatte gehört, daß eine weiße Armee aus dem Rheintal von Buchs her durchs Toggenburg gegen das Zürcher Oberland, wo eine rote Armee stand, vorbringen wolle, und berechnete, daß wohl der Zusammenstoß in der Gegend von Ebnet oder Wattwil stattfinden könnte. Um in diese Gegend zu gelangen, hätte ich nun die Eisenbahn Zürich-Wil-Ebnet benützen können; allein ich bin ein Feind von langen Eisenbahnfahrten und entschloß mich deshalb, in die Reise eine kleine Bergtour einzuschalten, ohne zu ahnen, daß mir bei dieser Gelegenheit vergönnt sein würde, ein Stück Kleinrieg mitzuerleben.

Am 5. September nachmittags fuhr ich nach Weesen am schönen Walensee und nahm guten Mutes den Weg auf den

Speer unter die Füße, um am Morgen bei Zeiten ins idyllische Toggenburg abzustiegen.

Es war 1/26 Uhr, als ich mich vom grünhüllenden Walensee trennte und durch die wildzeriffene Schlucht des Flybaches hinaufstieg nach den saftigen Alpen von Unter- und Oberkäfern. Es wurde mir dabei der Genuß eines herrlichen Sonnenuntergangs zuteil. Rotglühend leuchteten die jähen Abstriche des zerklüfteten Mürschentocks zu mir herüber, und daneben glänzten die weißen Schindeldächer friedlicher Alpbütten. Allmählich erbleichten die Lichter des Tages. Aus den Alpbütten stiegen blaue Rauchwölkchen auf und verrieten, daß die Hirten daran waren, Feierabend zu machen und sich ihr einfaches Mahl zu bereiten. Plötzlich bligten zwischen Felsblöcken hervor Gewehrläufe. Ich erblickte Soldaten mit weißen Binden um die Köpfe, und ein „Halt, wer da?“ schallte mir entgegen. Kein Zweifel, ich war an die Marschhorposten der weißen Armee geraten. Ich beruhigte die Leute und erklärte

Nachdruck verboten.